

Sehr verehrte Damen und Herren, lieber Philipp!

An einem Punkt im Text, an dem der Gedankengang und das Ereignisreferat des bemerkenswerten Bändchens, das wir hier heute loben wollen, schon weit fortgeschritten sind, nach sechsundneunzig Druckseiten nämlich, teilt der Verfasser Philipp Stadelmaier noch einmal klarer als auf fast jeder anderen Seite mit, was der Titel „Die mittleren Regionen“ sagen will: „Die mittleren Regionen, in denen das unendlich Nahe mit dem unendlich Fernen vermittelt wird.“

Wie soll man das verstehen?

Stadelmaier spricht als öffentlicher Tagebuchschreiber einerseits davon, dass Öffentlichkeit das informierte Einzelwesen sehr einsam machen kann, es nämlich auf seine private innere Mitschrift des Medienwesens reduzieren, entgegen allen Demokratie- und Teilhabeversprechen, die sich seit dem achtzehnten Jahrhundert am Begriff der Öffentlichkeit orientieren. Andererseits aber spricht er auch davon, dass wir ohne Öffentlichkeit keine Weiterentwicklung unserer Gemein- und Gesellschaften erwarten können. Schlimmer: Überall da, wo wir nicht lernen, öffentlich zu denken und zu empfinden, wo wir doch längst nolens volens öffentlich leben, müssen wir mit dem Rückfall in nicht so sehr vorgesellschaftliche als vormenschliche Zustände rechnen, in Hordenkriege, die schon Affen um Gebietsgrenzen führen.

Ich habe irgendwo gelesen, dass eine Verhaltensforscherin einem Schimpansen im Zoo von Bristol beigebracht hat, in Gebärdensprache „Brexit“ zu sagen. Nein, das ist gelogen. Ich habe, wie Donald Trump sagen würde, das Gegenteil gelesen, aber was ist das Gegenteil einer Lüge, wenn es nicht die Wahrheit ist? Eine richtige *Meinung* vielleicht? Welche Meinungen sind richtig, welche falsch?

Meinungen sind öffentlich; allein auf einer Insel hat man keine Meinungen, sondern höchstens Gedanken und Empfindungen. Meinungen sind mehr als Empfindungen, aber oft weniger als Gedanken, sie sind ein Mischzustand, den man einnimmt, wo man das, was man denkt und empfindet, mit anderen abgleicht, in den mittleren Regionen, in denen das unendlich Nahe mit dem unendlich Fernen vermittelt wird – das ist analytisch formuliert, es geht auch künstlerisch, mit Versen von Clemens Brentano: „Sprich aus der Ferne, / heimliche Welt, / die sich so gerne / zu mir gesellt“.

Was heisst „heimliche Welt“? Wir verstehen das Wort „heimlich“ heute anders, als Brentano es verstanden hat. Nur so gerade eben noch gilt in unseren Tagen die Idee: Heimlich schreibt man ein Tagebuch, einigermaßen nichtöffentlich, privat.

Wenn Schreiben Kommunikation ist, gibt es dann heimliches Schreiben? Noch seltsamer gefragt: Gibt es öffentlich heimliches Schreiben?

In George Orwells Roman „1984“ ist das Tagebuch der einzige Ort, wo der total überwachte Held bei sich sein kann, und von Leuten wie Victor Klemperer wissen wir, dass alles, was eigentlich in einer Öffentlichkeit diskutiert gehört, sich auf ein Individuum zurückziehen kann, wo Gewalt herrscht.

Philipp Stadelmaier hat seine Medienmit- und Gegenschrift vom Ausgangsschrecken des Attentats auf die französische Satirezeitschrift „Charlie Hebdo“ her als eine Art Tagebuch angelegt, aber ich denke, wenn ich darin lese, nicht an Klemperer oder Orwells Winston Smith, sondern an einen Münzsammler, von dem Stephen King einmal erzählt hat, als man ihn fragte, was Autorschaft sei. King meinte: Eine wahre Autorin, ein wahrer Autor schreibt weiter auch im absoluten Gegensatz zur Öffentlichkeit, in der Einsamkeit, so wie, in Kings Gleichnis, ein Münzsammler dann, wenn das Münzsammeln verboten wird, seine Münzen in einer Plastiktüte im Spülkasten auf dem Klo versteckt und nachts mit der Taschenlampe anschaut. Die Münzen sind ihm näher als die Gesellschaft. Das Gleichnis von King macht sich Gedanken übers Bei-sich-sein als letzte Waffe der aus der Öffentlichkeit Ausgeklammerten, wie Stadelmaiers Buch oder ein anderes Gedicht von Brentano:

Einsam will ich untergehn  
Wie der Tag im Abendgrauen,  
Will der Stern, den ich gesehen  
Nicht mehr auf mich niederschauen  
Will ich einsam untergehn  
Wie ein Sklave an der Kette.

Freude wie Leiden kann man heute alleine oder zu mehreren erleben; live oder aus dem Archiv, als Neuigkeit oder Erinnerung. Man kann teilen und für sich behalten. Distanzen muss man ernstnehmen. Manche tun das nicht. Dies ist ein Problem der Neuzeit, aber kein ganz neues mehr. Schon zur Zeit von Charles Dickens konnte man im Roman trefflich über die Philanthropin spotten, die ihre eigenen Kinder zerlumpt und unterernährt auf der kalten Treppe spielen ließ, während sie flammende Briefe zugunsten der Hungernden Afrikas

aufsetzte. Heute schreibt sie e-mails, tweets, Blogs, Facebookpostings, und die Kinder gucken Mensch-Tier-Pornos auf dem Handy.

Der Spott auf die naive Frau hat inzwischen eine saure Note der Selbstrechtfertigung von Leuten angenommen, die beschliessen, dass ihnen das ferne Unglück egal sein kann, weil sie sich um ihre eigenen Leute kümmern müssen (es brauchen gar keine Kinder zu sein; oft haben sie kein einziges).

Die Umkehrung der Dummheiten einer Person, die nur die Fernsten liebt und die Nächsten vernachlässigt, ist genauso idiotisch wie jene, denn der Zusammenhang zwischen dem Fernen und dem Nahen ist 2018 das große Ganze einer gesellschaftlichen Vermittlung im Weltmaßstab, oder ganz einfach: Was die eigenen Kinder anziehen und essen, ist hergestellt worden nicht nur, aber auch per Ausbeutung von Leuten weit weg. Wir, wer immer das sein mag, sitzen in einem sehr großen gemeinsamen Boot.

Es mag voll sein, aber wenn es kentert, ersaufen alle, unterschiedlos. Das soll man, bevor es irgendwer vergisst, in allen Formen immer wieder sagen, schreiben und zeigen, die man zur Hand hat, selbst in Blogs und Tweets und Facebookpostings, denn dass beim Sichäußern in diesen Formaten überwiegend mehr Schwachsinn herauskommt, als man im Kopf aushält, erfüllt einfach Theodore Sturgeons altes Gesetz, demzufolge das meiste von allem, was Menschen in jeder Sparte der Tätigkeits- und Wirkungsbereiche Ausdruck und Mitteilung so zustandebringen, leider Dreck ist; der Satz gilt ja auch fürs Kabukitheater oder die abstrakte politische Freilichtskulptur zu Ehren der Opfer von irgendwas.

Wie ehrt man Opfer, wie verhindert man weitere Opfer?

Stadelmaier schreibt: „Man kann die Menschen einfach nicht genug lieben.(...) man kann sie nie *genug* lieben, wie auch, *als Juden oder Muslime*, und das zeigt, dass diese Reserve wirklich *unerschöpflich* ist, dass sie niemals mit einem dieser Worte oder einer Gruppe oder Religion oder Kultur oder was auch immer an ein Ende kommt, dass sie immer darüber hinausliebt.“

Der Mann, der das geschrieben hat, kennt die Stelle in einem anderen Buch eines anderen Autors wahrscheinlich nicht, an die ich sofort denken musste, als ich das bei ihm las – sie steht bei Robert A. Heinlein, im späten Roman „Time Enough for Love“, in einem Abschnitt, der, wie merkwürdig, den privaten Aufzeichnungen des langlebigen Romanhelden entnommen zu sein vorgibt.

Die Stelle lautet: „The more you love, the more you *can* love - and the more intensely you love. Nor is there any limit on how many you can love. If a person had time enough, he could love all of that majority who are decent and just.“

Auf deutsch: „Je mehr man liebt, desto mehr *kann* man lieben, und desto intensiver liebt man. Es gibt auch keine fgenreze dafür, wie viele man lieben kann. Wenn eine Person genug Zeit hätte, könnte sie alle lieben, die der Mehrheit der anständigen und gerechten Menschen angehören.“

Diejenigen, die zwischen der Liebe zu den Fernen und der zu den Nahen entscheiden zu können wöhnen, werden diesen Gedanken als sentimental oder überspannten Unsinn verwerfen wollen. Angesichts der unausweichlichen, erbarmungslos wirklichen Abhängigkeit einer immer zunehmenden Zahl von Menschen voneinander, über gewaltige Distanzen hinweg, ist der Gedanke, den Stadelmaier und Heinlein da teilen, nichts anderes als gattungüberlebensnotwendiger Realismus.

Eines der stärksten Dokumente dieses Realismus ist das bemerkenswerte Bändchen, das wir hier loben. Ich danke Ihnen.